

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 225.

Donnerstag, 26. September.

1929.

Wettlauf um Ellinor.

Roman von Senta Neffel.

(Nachdruck verboten.)

Copyright bei Greiner u. Co., Berlin NW. 6.

1.

„Einstiegen, Expres New York!“

Ein ungeheures Hasten und Drängen erfüllte die weite Bahnhofshalle: Die endlose Reihe der Waggons entlang stieß, schrie und gestikuliert eine buntgedeckte Menge.

Aufgeregte Hände griffen nach Gepädstücken, Zeitungen wurden den Händlern aus der Hand gerissen.

Männer fluchten, Frauen riefen nach ihren Kindern. Die ganze Atmosphäre einer fieberhaften Aufregung drängte sich in diesem Moment der Abfahrt zusammen.

Über allem schwebte eine beklemmende Luft von Schweiß, Kohlendunst, Leder, diverser Parfüm usw., die solange anhalten würde, bis sich die Wagenschlange leuchtend aus der Halle schob und der letzte Mensch Abschied gewinkt hatte.

Am herabgelassenen Fenster ihres Abteils stand Ellinor und sah mit heißen Augen auf das brennende Leben vor ihr.

Ihr war noch alles wie ein Traum. Der kurze Abschied von Vater, die heimliche Fahrt zum Bahnhof, und nun dieses herauschende Nachtgefühl, hineinzufahren in ein ungewisses Leben, voll von Abenteuern, voll von Gefahren, aber wert, gelebt zu werden.

„Pardon, Madame!“ „Bitte!“

Ellinor trat zurück und ließ einen jungen Herrn an sich vorüber, dem ein Gepäckträger mit einem wundervollen Ledertossier folgte.

Sie erfaßte blitzschnell lachende dunkle Augen, die bei ihrem Anblick bewundernd aufleuchten schienen, freie geschmeidige Bewegungen, fühlte bis in ihr Innerstes den Klang der vollen, etwas verschleierte Stimme, dann war er vorüber.

Der Zug sauste durch die Landschaft.

Rasende Telegraphenstangen geisterten vorbei, Berge, winzige Menschlein, die im Nu verschwanden. Aufatmend zog Ellinor das Fenster hoch und setzte sich auf einen der kleinen Klappstühle im Gang des Wagens. Das leise, gleichmäßige Schüttern des Zuges begann sein wohlthätiges Werk und beruhigte die Nerven.

Ellinor dachte nach. Hinter ihr blieb eine Vergangenheit, eine besonnte Jugend ohne Sorgen, Reichtum und Schönheit hatten sie umgeben, vor ihr war alles neu, lauerte die Zukunft, unheimlich und drohend.

Ellinor dehnte den sportgestählten Körper.

Es würde gehen, sie würde es schon schaffen — und je mehr Skandal es gab, desto besser war es für ihre Pläne.

Stunden vergingen, die Dämmerung breitete sich über die Landschaft.

Sie trat an das Korridorfenster. Deutlich fühlte sie, daß zwei dunkle, etwas schwermütige Augen sie wohlgefällig betrachteten.

Ohne sich zu verraten, genoß sie wollüstig die stumme Bewunderung des Mannes.

Mit gemacht gleichgültiger Stimme fragte sie:

„Wo sind wir bitte?“

Der Mann fuhr herum. Er lehnte mit breiten Schultern am Rahmen des Korridorfensters. Die untergehende Sonne warb einen roten Schein um das kahne, glattrasierte Gesicht.

„Kurz vor Dayton, Madame!“

Die ganze Erscheinung des Fremden, in seiner sicheren, etwas überlegenen Art fesselte Ellinor un-
gemein.

Sie wußte, daß ihre blendende Erscheinung wie immer Eindruck gemacht hatte.

Sie freute sich an der tadellosen Haltung ihres Gegenüber, an seiner ausgewählt geschmackvollen Kleidung, an seinem edel geformten Kopf, den nervigen schmalen Händen, die fest und sicher neben den ihrigen auf dem Rahmen des Fensters lagen.

„George Wellton“, stellte er sich vor.

In wenigen Minuten hatte ihn Ellinor in ein fesselndes Gespräch gezogen, hatte erfahren, daß er der einzige Sohn seiner Eltern war, riesige Spinnereien besaß, für die er sich nicht gerade sehr interessierte und am liebsten globetrottend in der Welt herumgaunerte.

Sie nahmen einen gemeinsamen Tisch im Speisewagen.

Sie sprachen mit gedämpfter Stimme, nahe zu einander geneigt. Ihre Augen suchten sich immer wieder, immer wieder, fanden sich und flammten auf, in ihrer ganzen Haltung lag unbewusstes Amarmen.

„Ich kenne mich nicht wieder“, dachte Ellinor; „selbstverständlich das Dummste, was mir passieren kann, mich auf der ersten Etappe meiner Reise so restlos zu verlieren.“

Aber sie lauschte gierig der dunklen, warmen Stimme, die alles vernünftige Denken einstellte.

Die Kellner räumten ab.

Ein wenig benommen erhoben sich die beiden und tasteten sich zu ihrem Wagen zurück.

Sie fanden den Schlafwagen bereits ausgestorben, unsäglich düster mit dicht verhangenen Türen und dem trüben Licht der Nachtampeln.

Ihre Coupsés lagen nebeneinander.

Der Mann griff nach Ellinors Hand, die sie ihm willenlos überließ.

„Warum sagst du mir nicht, wer du bist?“

Ellinor lächelte.

„Was tun Namen? Es ist so schön, ohne zu wissen glücklich zu sein!“

Der Schlafwagenschaffner streckte den Kopf aus seiner Kabine und murmelte irgend etwas.

Erschrocken fuhren die beiden auseinander.

In diesem Moment riß Ellinor Georges Kopf an sich, preßte ihren Mund auf den seinen im Übermaß des Gefühls und küßte den Mann heiß und sehnlich.

George hielt ganz still. Es war ihm, als verbrenne ihn ein glühender Strom. Fester griff er nach dieser rätselhaften Frau. Plötzlich löste sie sich von ihm.

Ehe George etwas sagen konnte, war sie in ihrem Abteil verschwunden, die Riegel schnappten ein.

Der Mann stand allein. Seine Hände trampften sich in die Klinken, sein Mund flüsterte liebester Worte. Kein Laut, die Tür blieb verschlossen.

Grau dämmerte der Morgen herauf.

Die Menschen sahen mit übernachtigten, unfreundlichen Gesichtern in den Regentag.

Im Korridor des Schlafwagens standen Ellinor und

George wortlos nebeneinander. Sie hielten sich bei den Händen. In beider Augen brannte die durchwachte Nacht.

Ellinor wußte, sie durfte den Mann nicht wiedersehen, ehe sie nicht ihre Aufgabe erfüllt hatte. Aber sie wußte auch genau, daß sie diesen seltsamen Mann liebte, wie sie noch nie im Leben einen Menschen geliebt hatte, und daß dieser Junge ihr verfallen war mit Haut und Haar, daß er ihren Kuß mit sich nehmen würde, wohin er auch ging, und daß er nicht eher ruhen würde, bis er sie wiedergefunden hatte.

„Wir kommen an!“ Sie nickte.

Die ersten Häuser der Riesenstadt flogen an ihnen vorbei. Die schmutzigen Fenster der Hinterhöfe stierten sie an, wie tote Augen. Die Großstadt hatte sich über ihnen geschlossen.

„Und du sagst mir noch immer nicht, wer du bist?“

„Ich kann nicht, George!“

Behutsam löste sie ihre Hand aus der verzweifeltsten Umklammerung des Mannes.

„Wann sehe ich dich wieder?“

„Suche mich, George, wenn du mich liebst, wirst du mich finden. Du weißt und hast es gefühlt, wie ich dich liebe, aber du mußt nicht fragen. Ich darf dir nichts sagen!“

Brüsk wandte der Mann sich um und ging in sein Abteil, stellte den Koffer bereit und gab dem Schaffner eine Anweisung.

George, nicht böse sein. Du wirst von mir hören!“

Die Bahnhofshalle schloß sich rauschend über ihnen.

„New York Central! Alles aussteigen!“

„Gepäckträger! Portier! Boys! Here, here!“

Alles wogte durcheinander und drängte nach den Ausgängen.

Die Großstadt sog die Menschen auf wie ein trockener Schwamm. Sie verschwanden im Dunst. Unerfüllt, wie der Rachen eines Ungeheuers nahm die Riesenstadt täglich neue Massen in sich auf, unbarmherzig und kalt.

„Lebewohl, George — vergiß nie, daß ich dich liebe!“

Ellinors schlank Gestalt verschwand in der Masse.

„Ich werde sie finden, und wenn ich die ganze Welt nach ihr absuchen müßte. Aber wo, wie?“ Noch nicht einmal den Namen weiß ich von ihr. . .

Im Glanz der unzählig schimmernden und flirrenden Lichter lag New York, die Millionenstadt — geheimnisvoll, drohend und schweigend.

2.

Die Bierradbremse freischte.

Der elegante Sportwagen stand zitternd.

Menschen schoben sich eilig vorbei, Chauffeure fluchten, Suspensionsglocken bellten.

Der Broadway dampfte und zitterte. Die Luft hallte wieder vom Atem der Menge.

Wie heißeres Sechundsgebell klang die Stimme der Zeitungsjungen, die die Abendblätter ausriefen.

Diese Schar von leuchtenden, brüllenden Bengeln war überall und nirgends.

Sie tauchten im Straßenlärm unter wie Insekten, klebten an den fahrenden Autobussen, hingen sich an die Taxis und warfen sich immer wieder schreiend und gestikulierend in den Strudel, kämpfend und siegend.

Die lange Reihe der wartenden Automobile tutete nervös.

Der riesige Verkehrspolizist an der Straßenkreuzung schwenkte verzweifelt die Arme.

Jrgendwo hatte sich ein Wagen festgefahren.

George Weston blinnte nervös auf die Armbanduhr. Schon sechs durch!

Ein struppiger Bursche schwang sich aufs Trittbrett des eleganten Sportwagens.

„Abendblatt! Abendblatt!“

Die beinahe noch nasse Zeitung wirbelte vor Georges Gesicht.

Ein Geldstück flog zurück, von schmutzigen Fingern geschickt aufgefangen.

Gelangweilt las George über die ersten Zeilen hinweg.

Er kannte sich selbst nicht mehr. Seit der Nachtfahrt im New Yorker Express war er vollkommen verändert.

Das schöne Bild der fremden Frau hämmerte in seinem Blut.

Er war wild, launenhaft, vollkommen unberechenbar, von entmutigender Unlust zu jeder Arbeit.

„Warum fahren wir nicht weiter?“, fuhr er nervös den Chauffeur an.

„Verkehrsstörung, Mr. Weston!“

Ein unterdrückter Fluch.

George ballte die Zeitung zusammen. Ein Blatt fiel heraus. Und plötzlich verschwamm alles vor seinen Augen. Aus der Zeitung blickten ihn die großen lockenden Augen der Frau an, die er mit allen Fasern des Herzens ersahnte.

Er riß das Blatt hoch.

In diesem Moment setzte sich die wartende Wagenkolonne wieder in Bewegung. Ein Ruck schleuderte George in die Ecke des Autos zurück.

Krampfhaft hielt er das Zeitungsblatt umklammert.

Nicht flammte auf.

Seine Augen bohrten sich in das Bild. Fragend tasteten sie sich zur Unterschrift.

Ellinor Stanley, die einzige Tochter des Zeitungskönigs Mac Stanley, die vor drei Tagen auf rätselhafter Weise verschwand!

Nichts weiter. Kein erklärender Artikel. Nur diese mysteriöse Unterschrift zu dem Bild.

Also Ellinor Stanley hieß sie. Wenigstens etwas, ein kleiner Anhaltspunkt.

Du mußt mich suchen, hatte sie gesagt. Also war sie freiwillig verschwunden. Vielleicht floh sie vor irgend etwas, vielleicht verfolgte man sie. Warum hatte sie sich ihm nicht anvertraut, sie liebte ihn doch?

Rätsel über Rätsel.

Aber er hatte die erste Spur. Er allein wußte, daß sie in New York war.

Doch in den letzten vierundzwanzig Stunden konnte schon allershand passiert sein.

Der Mann im Auto zerbiss nervös seine Zigarette.

Jetzt konnte nur Bobby helfen.

„Zum Klub, bitte!“

Gehorsam bog das Auto in eine Nebenstraße ein.

3.

„Bitte, Central 1149!“

„Beseht!“

„Ärgerlich knallte der Redakteur Smith den Hörer in die Gabel.“

Es war zum verzweifeln.

Seit einer halben Stunde verlangte er die Privatnummer von Mac Stanley und immer war sie beseht.

Wie sollte man da Reportage machen? Und der Sonderdienst mußte noch heute heraus. Er mußte aktuell sein. Die Sache mußte unbedingt groß gemacht ins Morgenblatt.

Endlich einmal eine Sensation nach den öden Wochen!

Ellinor Stanley verschwunden!

Wundervoll, ganz wundervoll!

„Ist Central 1149 immer noch beseht?“

„Ich kann Sie jetzt nicht verbinden, der Teilnehmer wünscht keinen Anruf mehr!“

„Verflucht noch mal!“

Wie von einer Tarantel gestochen fuhr Smith auf.

„Jetzt geh ich in die Höhle des Löwen und wenn es mich meine Stellung kostet. Es ist Befehl „von oben“ gekommen, die Sache möglichst groß aufzuziehen.“

Das ist doch gefundenes Fressen für uns, der Konkurrenz eins auszuwichsen.

Ich wünsche ja dem alten Stanley nichts Böses, aber so ein netter kleiner Skandal ist doch etwas Schönes.

Keine Kleinigkeit, wenn einem die Tochter durchbrennt!

„Also los, Mr. Smith, zeig mal, was du kannst!“

Smith stülpte den Hut auf, nahm sich kaum Zeit, den Mantel zuzufnäpfen und stürzte auf die Straße.

Er winkte einer Taxe.

„Zur Evening Review!“

„All right!“

(Fortf. folgt.)

Herbst.

Das Jahr wird alt — — —
In seine dichten, grauen Nebelhaare
Düllt es voll stummer Trauer Feld und Wald.

Still liegt der Sommer auf der Totenbahre. — —

Ein goldner Traum weht über allen Bäumen,
Fällt leicht und wunderbar zur Erde nieder . . .
Und traurig stehen, wie halbverwehte Lieder,
Die letzten Blüten, die den Weg umsäumen.

Der Sommer starb, nun kommt der Winter bald — —
Und Abschiedsweh durchzittert rings die Luft,
Liegt müde über letztem Glanz und Duft . . .
Das Jahr wird alt — — —

J. H. K. M.

Schlehmihls Herbstreise.

Humoreske von Walter Appelt.

Herr und Frau Schlehmihl hatten mit ihrer diesjährigen Reise, die zugleich die vor-, vorvor- und vorvorvorjährige war, bis zum 15. September gewartet. Weil an diesem Tage da, wohin sie wollten, die Preise für Speis und Schlaf um zehn Prozent ermäßigt werden. Oder um fünf. Jedenfalls ermäßigt, und Schlehmihls wollten immerhin drei bis vier Tage von zu Haus fortbleiben. Verwandten, Bekannten, Grüntrahndlern und Milchfrauen, auch gänzlich Fremden, denen sie von ihrem noblen Vorhaben sprachen, gaben sie freilich als Grund für den späten Zeitpunkt eine tiefe Vorliebe für den Herbst an. Das stimmungsvolle bunte Laub, die blassen Herbststiefeln und den Stoppelwind. Frau Schlehmihl hatte etwas Lyrisches im Blick, wenn sie es sagte. Es fehlte eigentlich nur noch, daß sie in Reimen sprach.

Zehn Minuten vor dem Verlassen der Wohnung, deren zweiter Schlüssel längst bei einer vertrauenswürdigen Nachbarnfrau deponiert war, für alle Fälle, also zehn Minuten vor Verlassen der Wohnung hatte Herr Schlehmihl einen Gedanken, der knapp in der zur Verfügung stehenden Zeit noch durchdacht werden konnte.

„Wenn nun Feuer ausbricht“, sagte er, „vielleicht unter oder über oder neben uns, und auch unsere Wohnung ergreift . . . Dann wird die Feuerwehr nicht Bescheid wissen, und am Ende das zerfesselte Polsterlofa und den Stiefelknacht retten, und den zerbrochenen Spiegel und die Rekrutenphotographie des Herrn Schlehmihl . . . und das Geld wird ein Raub der Flammen werden, weil niemand weiß, wo es liegt.“ Das Geld! Das waren einige hundert Mark, zusammengeparzt, seit es wieder feste Mark und feste Pfennige gibt, und aus Angst vor einer neuen Inflation oder einem Bankrott oder einem Stadtverwaltungsbankrott nicht der Sparkasse und nicht einer Bank anvertraut. Sondern in einer Zigarrenkiste verwahrt. Und für die Zeit des Verreisens mit samt der Kiste in den tiefsten Tiefen des Wäschekranzes verborgen.

„Oder wenn uns unterwegs was passiert“, befürchtete nun auch Frau Schlehmihl, „man liest jetzt so viel von Mord und Totschlag . . . dann werden die Verwandten kommen, und nichts von dem Gelde wissen, und uns mit ungebührlicher Einfachheit begraben lassen.“

Alle gegenseitigen Versicherungen, daß sie so was natürlich nicht hoffen wollten, waren leeres Geschwätz gegenüber der ehern empfundenen Pflicht, irgend etwas zu tun!

Beide Schlehmihls fühlten sich erleichtert, als sie — eine Minute vor dem Verlassen der Wohnung! — einen groß mit Blaustift beschriebenen Zettel anbrachten, so, daß jeder zur Vorsaatskür Hereintretende ihn sehen mußte. „Das Geld liegt im Wäschekranz!“ stand darauf.

Beruhigt fuhren sie fort. Man heißt nicht umsonst Schlehmihl.

Aber wenn man einmal Schlehmihl heißt, dann bringt man es fertig, auch unterwegs noch fast vierundzwanzig Stunden lang seine wohlige Genugtuung über die rettende Idee in befriedigte Worte zu kleiden.

So lange, bis ein jähes Erschrecken das eine oder andere plötzlich herausstoßen läßt: „Na, wenn nun aber Einbrecher . . .“

Ja, . . . wenn nun aber Einbrecher . . . ! So schrecklich es war, so einfach lag der Fall. Die Einbrecher würden natürlich auch zuerst den Zettel lesen und ihre Bemühungen auf die freundlichste Weise unterstützt sehen.

Aus gegenseitigen Vorwürfen: „Daran hättest du aber denken können!“ und: „Es war doch keine blödsinnige Idee . . .“ reifte schnurstracks der unumstößliche Entschluß, die viertägige Herbstreise schon am zweiten abzubrechen und in eifrigem, besorgnisshotterndem Schweigen heimzufahren. Man hatte ohnehin schon festgestellt müssen, daß die zehn- oder fünfprozentige Ermäßigung immer noch genug, oder zu viel, von den Sommerpreisen übriggelassen hatte.

Atemlos, von wegen des Lauffschritts vom Bahnhof zur Wohnung, daheim angekommen, fanden Schlehmihls das Aufschließen der Wohnungstür merkwürdig erschwert. Aber das konnte auch die Aufregung machen.

Nein! Es hatte nicht bloß die Aufregung gemacht. Peinlich zugezogene Vitragen und herabgelassene Jalousien, vielleicht auch das freigelegte Erzählen vorher, hatten so gut wie zwangsläufig zur Folge haben müssen, daß tatsächlich eingebrochen wurde.

Büfett und Bücherschrank waren aufgerissen, der Kleiderschrank war durchwühlt. Aber der Wäschekranz war unangefastet. Das Geld war noch da.

Die beiden Diebe, die noch mehr auf dem Kerbholz hatten, konnten bald ergriffen werden.

Doch der Fall Schlehmihl fiel für die Gesamtstrafe überhaupt nicht ins Gewicht. Erstens hatten sie in dieser Wohnung weiter nichts gestohlen als einen Bleistift und eine Schachtel Streichhölzer, und zweitens hatte das Gericht so herzlich lachen müssen. Noch nie hat ein Angeklagter in so ehrlich beleidigtem Stolz sich in die Brust geworfen wie die zwei, als man sie fragte, warum sie denn ausgerechnet den Wäschekranz so völlig unbeachtet gelassen hätten. Trotz des Zettels.

„Auf so was“, sagten sie geradezu entrüstet, „auf so was fallen doch wir nicht hinein! So plump kann man einen Anfänger irre machen wollen — aber uns nicht!“

Des Nachbars Aepfel.

Von Kaspar Ludwig Merkl.

Als die Dämmerung hereingebrochen war, setzte der Schneidermeister seinen Hut auf und ging ein wenig spazieren, denn, es war zum Teufelholen, das Geschäft ging schlecht, und wenn es sich nicht bald zum Bessern wendete, dann mußte er sogar seinen Vehrting nach Hause schicken.

„O, o“, seufzte er, gerade als er an seines Nachbarn Garten vorüberkam, und war gierig darauf, recht in seinen Sorgen unterzutauchen. Allein da fiel sein Blick zufällig auf die herrlichen Apfel- und Birnbäume, die da in diesem Garten wuchsen und die sich unter der Last von Früchten beugten. Diese Tatsache, daß da alles blühte und gedieh und reichlichen Segen abwarf, erbitterte ihn vollends, und mühtend rannte er gegen das Schicksal an, das dem einen alles und dem anderen nichts geben wollte, nein, gar nichts, nicht einmal eine Hand voll Apfel, denn auf des Schneiders Obstbäumen war keine Frucht zu entdecken. „Herrgott“, sagte er und stampfte mit dem Fuße auf und war plötzlich voll Neid und Haß gegen seinen Nachbarn, aus dessen Hause aus allen Ecken und Enden die Fülle gleichsam herausströmte.

Als er um die Ecke bog, von welchem Blate aus dieser herrliche nachbarliche Garten ganz zu überblicken war, blieb er wie angewurzelt stehen. Da drinnen nämlich tummelten sich zwei unbekannte Männer, schüttelten mit hastigen Bewegungen das Obst von den Bäumen und füllten es in einen großmächtigen Sack. Gleich fuhr es dem Schneidermeister durch die Sinne: „Ei, was sei doch das, da wird ja gestohlen.“

Einen Augenblick lang blieb er regungslos stehen, dann schlich er zurück, blinnte sich um, ob er von niemanden gesehen worden sei, lief an die Haustür seines Nachbarn heran und setzte die Klingel in Bewegung. Als nun sein Nachbar selber erschien und ihn unter der Tür empfang, erklärte ihm dieser Schneidermeister, daß er mit ihm etwas zu reden habe, worauf er in die Wohnstube geführt wurde. Hier verbreitete er sich in weitläufigen Reden über den gemeinsamen Gartenzaun, der wohl einmal, da er zu Schanden gegangen war, neu gemacht werden müsse. Er erklärte sich bereit, die Hälfte der Kosten zu tragen, wiewohl er nicht im Schlafe daran dachte, weder den Zaun erneuern zu lassen, noch aus seinen dürftigen Mitteln einen Pfennig zu bezahlen.

Nachdem er glaubte, jetzt sei es gut, verabschiedete er sich, lief an den Garten heran und sah, daß die Diebe schon verschwunden waren. Jetzt rannte er zurück, rief noch einmal an der Glode seines Nachbarn, schrie, daß Diebe im Garten seien und setzte die Leute in eine hurtige Bewegung.

Gerade habe er sie über den Zaun springen sehen, behauptete er, lief mit dem Bestohlenen in den Garten hinein und genoh die Gerechtigkeit des Schicksals, das einem reichen Manne eine Kleinigkeit abgenommen hatte.

Scherz und Spott

Der Schein trügt. „Ehrlich gestanden, würdest du niemals auf den Gedanken kommen, daß ich mein Auto alt gekauft habe?“ — „Nein, das würde ich wirklich nicht. Ich dachte, du hast es selbst fabriziert.“



Des Kleingärtners Tagewerk im Oktober

Noch sind uns im Oktober recht milde, sonnige Tage beschieden, wenn auch schon leichte, zarte Nebelschleier des Morgens über dem Tale liegen. Beim Aufgange der Sonne huschen sie jedoch bald wie Elfen davon. Dann erglänzt die Landschaft in entzückender Farbenpracht im Glanz des Sonnengoldes, ein Bild oft von seltener Klarheit und Schönheit. Allenthalben rüstet sich die Natur zum Abschied auf lange Zeit. Die meisten Pflanzen stehen vor dem Abschlus ihres Wachstums. Der allgemeine Laubfall setzt immer mehr ein. Einsam und still wird es in Wald und Feld. Fast alle Sommerbrutvögel, wie die Vögelchen, Stare und die letzten Schwärme brechen auf und auch viele Strichvögel wenden sich nach dem Süden, um der Grausamkeit des Winters zu entgehen.

Der Oktober ist die Reifezeit der Samen und Früchte, die in mannigfacher Form und Farbe die Fluren zieren. Ein besonders schönes Bild bieten die rotwangigen Äpfel, wenn sie durch das grüne Laub der Bäume lugen.

Im Obstgarten neigt sich die Obsternte ihrem Ende zu. Jedoch sollte man sich mit der Ernte der Spätsorten von Äpfel und Birnen nicht allzu sehr eilen. Solange sonniges, mildes Herbstwetter herrscht, kann man das Obst ohne Bedenken am Baume hängen lassen.

Alter Erfahrung gemäß ist der Herbst die geeignetste Zeit zum Pflanzen der Obstbäume und Beerensträucher. Schon zu Anfang des Monats können die Beerensträucher, etwas später die jungen Obstbäume gepflanzt werden. Pflanzende sollte man vornehmlich im zeitigen Frühjahr. Beim Pflanzen ist zu beachten, daß die Gehölze nicht zu dicht zu stehen kommen. Nur wo Licht und Luft genügenden Durchgang hat, können sie die erwünschten Erwartungen erfüllen.

Solange noch mildes Wetter herrscht, sollte man das Auslichten der Kronen älterer Bäume, das Entfernen dichter und sich kreuzender Äste, sowie des dünnen und kranken Holzes und das Auslöchern der Baumstübe vornehmen.

In der Schädlingsbekämpfung treffe man schon jetzt Vorbeuge für nächstes Jahr. Man entferne die alte Borke an den Stämmen. Damit werden zahlreiche Unterschlupfe von Insekten und diese selbst zerstört. Wo in diesem Jahre die Blausäure stark aufgetreten ist, werden die von diesem Insekt befallenen Stellen mit 20prozentigem Obstbaum-Karbolium überstrichen.

Mit Oktober sind die Leimringe um die Stämme der Apfel- und Kirschbäume anzulegen. Um diese Zeit kriechen die befruchteten Weibchen des Frostspanners an den Stämmen hinauf, um ihre Eier an die Knospen der jungen Triebe abzulegen. Durch die Leim- oder Klebringe werden sie festgehalten und an ihrem Vorhaben verhindert.

Mit dem tiefen Umgraben der Baumstübe nach dem Laubabfall, wobei natürlich gespart werden muß, daß alle Blätter mit in den Boden kommen, wird eine große Menge Pilzkeime in ihren Überwinterungsformen, ferner Puppen mannigfacher Obstbaumfeinde in tiefere Bodenschichten gebracht und dadurch unschädlich gemacht.

Die Kohlruthe, die in diesem Jahre stark mit den Gallen des Kohlgallenrühlers befallen sind, müssen sorgfältig aus dem Boden genommen und verbrannt werden. Keineswegs dürfen sie dem Komposthaufen einverleibt werden. Besonders beachte man die Strünke, die sogenannten Klumpstübe, durch die Kohlhernie verdickte Wurzeln, aufzuweisen haben. Auch sie sind zu verbrennen, um der Ausbreitung dieser furchterlichen Krankheit vorzubeugen.

Auch im Gemüsegarten steht die Ernte bevor. Auch hier beeile man sich mit dem Bergen des Gemüses nicht allzu sehr, besonders dann nicht, solange mildes Wetter herrscht. Es fördert das Wachsen und Ausreifen des Gemüses noch wesentlich und damit auch seine Haltbarkeit. Die Wurzel- und Knollengewächse können ohne Bedenken bis Ende des Monats bleiben, auch trotz einiger leichter Fröhröste. Auch die späten Gemüse überwintern um so besser, je später sie geerntet werden. Die Tomaten erfrieren leicht, darum sind die grünen Früchte an einem trockenen Tag bald zu pflücken und zur Nachreife an einem warmen Ort zu legen.

Steht Frostwetter in Aussicht, sind zuerst die empfindlichen Gemüse, wie Tomaten, Bohnen, Blumenkohl und Kürbisse zu ernten, hierauf folgen die Wurzels Gemüse und Sellerie und zuletzt die Kohlgemüse. Alle leer gewordenen Beete werden in rauher Scholle umgegraben und sind ent-

sprechend ihrer zukünftigen Bepflanzung zu düngen. Auch die Beete mit Dauergemüse, wie Rhabarber, Sauerampfer usw. werden ebenfalls umgegraben und mit recht nahrhaftem Kompost gedüngt.

Ziergarten. Nach dem ersten Nachtfrost, der den oberirdischen Teil der Dahlien, Cannas u. a. vernichtet, werden ihre Knollen herausgenommen. Das Kraut wird auf 10 bis 15 Zentimeter Länge zurückgeschnitten. Man lasse an den Knollen etwas Erde, die sie vor dem Eintrocknen schützt. Am besten werden sie in einem trockenen, frostfreien Keller überwintert. Ziersträucher, Rosen und Stauden können jetzt gepflanzt werden, ebenso die Blumenzwiebeln, Hyazinthen, Tulpen, Narzissen usw. B. C.

Bewährte Ratsschlüsse.

Zum Umgraben und Düngen ist der Oktober die beste Zeit. Das Erdreich ist noch nicht von der Feuchtigkeit völlig durchdrängt, so daß es sich noch leichter umgraben läßt. In bindigen Böden bediene man sich dazu einer Grabegabel, die beim Einstechen weniger Widerstand leistet, somit wesentlich an Kraftaufwand erspart. Man veräume es nicht, wo es der Boden nötig hat, zu fallen.

Die Herbstpflanzung der Obstbäume und Sträucher ist der Frühlingspflanzung meistens vorzuziehen. Geschieht sie frühzeitig genug, so wächst der Baum noch an und kommt dann sicher durch den Winter. Trotzdem ist es ratsam, durch eine Decke kurzen Winters die Wurzeln vor dem Frost zu schützen.

Steinobstbäume sollten bald nach der Ernte ausgelichtet werden. Die kleineren Bunden werden dann noch mit einer Korkschicht abgeschlossen, so daß sie keine Veranlassung zu Gummifluß im nächsten Frühjahr geben. Auch lassen sich die frankten und abgestorbenen Äste leichter von dem gelunden Holze im belaubten Zustand unterheben.

Erdbeerbeete sollte man nicht versäumen, anfangs September zur Stärkung der Blütenknospen zu düngen. Hierzu verwende man den Volldünger „Nitrophoska“, und zwar gebe man etwa 1 Kilogramm auf 10 Quadratmeter. Diese Menge wird um die Pflanzen dünn ausgestreut und leicht untergehakt. Auch versäume man nicht, das Erdbeerbeet mit verrottetem Mist unter Außerlassung der Herzen der Pflanzen im Spätherbst abzudecken. Diese Decke, die die Pflanzen gegen Frost schützt, wird im Frühjahr untergegraben.

Die Ernte der Gartenzwiebel wird vorgenommen, sobald die Blattspitzen gelb werden. Die Blätter der Zwiebeln einige Zeit vor der Ernte umzunutzen, sollte man unterlassen, da dadurch die Haltbarkeit gemindert wird. Angebracht ist diese Maßnahme nur, wenn zur Erntezeit eine Regenperiode einsetzt. Das Ausmachen der Zwiebeln muß bei trockener Witterung am besten in den Nachmittagsstunden geschehen. Man läßt sie dann 2-3 Tage in der Sonne, dünn auseinander gebreitet, zum Eintrocknen liegen, bis das Kraut verdorrt ist. Dann werden sie in Bündeln oder Böcke gebunden und auf einer frostfreien Kammer aufgehängt.

Der Herbst bringt das rechte Herbstwetter für das Gemüse.

Das Wasser, das die Aufgabe hat, den Pflanzen die Nährstoffe aus dem Boden zuzuführen, wird nach dieser Tätigkeit von den Blättern als Wasserdampf ausgeschieden. Je größer die Verdunstfläche der Blätter oder je größer ihre Anzahl ist, um so mehr Wasser muß die Pflanze aus dem Boden aufnehmen. Das ist bei den Kohlgemüsen und auch bei dem Sellerie durchweg der Fall. Nun bringt der Spätsommer durch seine kühlen Nächte bereits starke Tauniederfälle des Morgens, so daß die Pflanzen reichlich mit Wasser versehen werden. Noch mehr ist das im Herbst der Fall, der oftmals noch starke Regengüsse bringt. Damit werden die Lebensbedingungen der Gemüsepflanzen in reichem Maße erfüllt, mehr als wir es mit der Gießkanne zu tun vermögen. Herrscht dann noch warmes, sonniges Wetter, dann setzt ein freudiges Wachstum ein und das Gemüse wächst sich bald zur gewünschten Vollkommenheit aus.